



Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postanstalten des Deutschen Reichs entgegen.

Ausgegeben am 30. Mai.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis bei allen Buchhandlungen à 1. — pro Quartel bei demselben Postanstalten à 20 pro Quartel Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

Die Hexe von Weimar.

Historischer Roman von Julius Grosse.

(Fortsetzung)



Daß Dich Sanct Beltens Chrysam anstöß," sagte Kämmerer und schnippte mit dem Finger. "Man möcht sich versegnen und vertreiben. Dies helle Wetter von Weib reißet mir richtig die ganze Glori zusammen. Also dessentwegen dennoch ein Fest! Hum, miraculos!"

Dann lachte er wieder vor sich hin: „Ich kenn Dich doch, Du Fuchschwängerin — es ist nichts als Hitz und Knickerei. Hast einmal ein Gastmahl aufgerichtet, — denst Du, was sollst es zweimal thun. Da kommt der Königschmaus ganz gelegen, daß Du ihn ausnuzest gleich für die Hochzeit. Also gehupft ist auch gesprungen, Du Schlaumeisterin. Nun mir soll's recht sein, wenn nur die Herren Studiosi Fried halten und keinen Alarm blasen.“

Die Freude wuchs, die Geigen klangen und die Gläser. Nicht lange dauerte es, so kam das Fest wieder in Gang, als wenn es jetzt erst seinen rechten Inhalt gewonnen hätte.

Eine wohlgeleschte, mit zahlreichen gelehrten Citaten gespeckte Rede hielt der Synbicus Krausold, wobei er auch nicht säumte, schalkhafte Ausfälle auf minder glückliche Ehen zu thun.

„Uxorem, puod non habes, cruciatur Alanus,
uxorem, quod habes, Pontiliane doles.“

Dann aber malte er mit farbigen sinnreichen Worten das hochselige Wesen der Weiber und die Zaubermaacht der Liebe, von der es heißet:

„Amor ludificat, fugat, agit appetit,
captat, reficiat, iactat, largitur, quod dat, non dat, deludit
Modo quod suavit, dissuadet quod dissuodit id ostentat.“

Das ist auf Deutsch gesagt:

Das tolle Lieben ist im steten Tode leben,
Sein außer der Gefahr und doch in Nöten schweben,
Lust aller Slaveren, doch unter Joch und Zwang,
Gesund und gar wohltauf mit desto minder krank,

und schloß dann mit dem alten Kernspruch:

„Ein jung schön Weib ohne Lieb,
Ein großer Zahmart ohne Dieb,

Ein alter Bächerer ohne Gut,
Ein junger Mann ohne Freud und Rath,
Ein alter Weisbad ohne Hart
Ist alles wider seine Art.“

Dabei konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß er als Schützenhauptmann und Pathe der jüngsten Tochter Dorothea ihr Fehlen bemerkte.

„Da fraget lieber meine Frau,“ antwortete Kämmerer, „die hat es auf dem Gewissen, daß das lieb Ding an unserem Ehrentag über Land sein muß.“

„Mein Gott,“ sagte Frau Maria, „die Wallendorfer Mühl ist ja kaum ein halbe Stund von hier, aber der Aff ist dort besser aufgehoben bei der alten Frau Was, als hier im Getümmel.“

„Und da muß sie vertrauern als Dorndröselin,“ rief Hemmeyer; „wären wir des weißend gewesen, hätten wir es längst erlöset; jetzt heb ich den Humpen auf das Heil der Jüngsten!“ Und er citirte dabei das berühmte uralte Minnelied der Frau Winbbed, dessen letzte Strophe lautet:

„Sun, ich sage Dir's sunder Wahn:
Des Mannes Herz ist ungesund,
Das sich mit innen reinen kann
Mit Wibes Lieb zu aller Stund.
Es war ein tugendlicher Jund,
Do guter Wibe ward gedacht,
Dat Jemand sorgenfueren Bund,
Den trurig Rath befrichen hat:
Der striche wiblich Güte dar,
Wāsam ein Ed sin Noi zergat!“

Mit der Zeit schien jeder Mißklang ausgeglichen. Auch die Frauen der Nachbarn und Hausfreunde stellten sich allmählig ein, als Frau Kaufmann und die Kammerverwalterin Rentsch. Als alte Freundin des Hauses durften sie die Ehre sich nicht entgehen lassen, Zeugnisse der ewlichen Trauung zu sein; sie brachten herzlichste Glückwünsche, Blumen und kleine Geschenke.

Nur Frau Nachbarin Jelle machte ein bedenkliches Gesicht und kam, wie damals im Schießgraben, mit allerlei bedeutungs-

vollen Träumen, deren Auslegung sie verlangte; aber Frau Maria ließ gar nicht ausreden.

„Solltet mich damit heut verschonen, Frau Nachbarin,“ sagte sie. „Wollt ich darnach gehen, ständ mir selber nichts Gutes heute bevor. Hab ich doch geträumt, ich war in einer anderen Wohnung, feucht, dumpf und dunkel, mit vielen Nägeln und Haken in den Wänden, aber wollt ich etwas daran hängen, war's jedes Mal ein Schlängeltopf, der aus der Wand züngelte und sich niedervälzte, bis der ganze Boden wimmelte. Aber Träume sind Schäume; laßt uns von Anderem reden.“

So verrann Stunde um Stunde, und da es zu dunkeln begann, zündete man den großen kupfernen vielarmigen Kronleuchter an, der vom Mittelbalken der Zimmerdecke herabhing.

Die Besorgniß kammerers wegen der Studenten sollte sich glücklicherweise als eine unnötige erweisen.

Weibe junge Leute hatten sich trotz anfänglichen Grimms und Horns rasch in das Unabänderliche gefunden und machten die beste Miene zum bösen Spiel; wußten sie doch, daß sie seit der entscheidenden Wendung eigentlich nur noch die Geduldeten waren.

Hemmeyer gewann es sogar über sich, dem Freunde und sich die Rolle eines Brautsführers anzumachen, brachte auch gute Sprüche und Epithalamien im Geschmack der Zeit zum Vorschein, schließlich sogar erbat er sich als einzige Günst und Vergnüglichkeit, nach geschener Trauung den Brautkranz auszutragen — eine uralte Sitte auf thüringer und sächsischen Hochzeiten.

Nur die schwüle Stille, die auf seinen vermessenen Vorschlag antwortete, belehrte ihn, daß keine Neigung vorhanden, auf seine Studentenhumores einzugehen.

„Bruder,“ flüsterte Fuhrmann wieder, „laß uns abfahren. Wir agiren eine miserable Figur, sind doch die Genarten. Dies Teufelsweib hat uns gründlich eingetaucht. Non putaram, quod apos laesae oculum emittant.“

„Nur Geduld, Bruder,“ erwiderte der Andere, „spürst Du nichts? Wir will scheinen, daß es noch gar nicht gewiß und ausgemacht, ob überhaupt Hochzeit wird.“

„Wie meinst Du das?“

„Schau Dich um und sondir. Wir sind's nicht, die dem Kappel noch in's Aug schlagen, aber Andere. Wo bleibt denn der Pfaff zur Trauung?“

„Wiß, Du hast Recht. Er kommt nicht. Das hat einen Haken hinter ihm.“

Nicht die beiden Studenten fragten allein so. Wo bleibt der Herr Diakonus? Diese Frage ging leise von Mund zu Mund. Unruhig standen die Gruppen der Gäste in den Fensternischen wie am großen grünen Ofen und am Kleinodschrein, und ihr Flüstern wurde immer lauter und unverschämter:

„Wo bleibt der Herr Diakonus?“

Fünftes Capitel.

Mittlerweile waren im Nebenzimmer einige Vorbereitungen getroffen worden. Im Hintergrund dicht vor dem Schrank mit der Cule und dem Luchs hatte man einen Tisch gestellt, bedeckt mit weißen Tüchern, in der Mitte ein Cuzifis, daneben zwei Leuchter mit brennenden Kerzen und zwei Vasen mit Blumen. Die Diele vor dem Tisch bedeckte ein großer kostbarer Teppich.

Da die breite Verbindungsthür der beiden Zimmer offen stand, hatte sich bereits die Mehrzahl der Anwesenden in dies Zimmer begeben, die Einen in weinrother Laune plaudernd und scherzend, die Anderen bedenklich, aber die Meisten neugierig und der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Frau Maria war auf einige Minuten verschwunden gewesen, um sichere Kunde hinsichtlich des Diakonus einzuziehen; jetzt kam sie mit erhobenem Haupt und erregtem Antlitz zurück. Ihre ganze Haltung war entschlossen und feierlich. Wie eine alte Sibylle oder Druidenpriesterin trat sie jetzt rasch zu dem altargleichen Tisch, während sie die Töchter zu sich winkte und mit erhobener Hand Stille gebot. Dann begann sie:

„Verstattet noch etliche Worte, liebe Gefreundete. Ihre Hochwürden die Herren Geistlichen wollen, wie es scheint, sich nicht lassen finden, weder der Herr Hofprediger Köfer, noch der Herr Archidiaconus Kellner, so doch sonst dem bedrängten Nächsten christwillig zu Diensten sind. Möglic, daß wir einfache Bürgerleut ihnen zu gering, und daß es nur hochmüthigen Herrschaften erlaubt wird, sich im Hause vertragen zu lassen, statt in den Kirchen.“

„Dessen hab ich mich wahrlich nicht versehen, liebe Kinder, aber Euch soll der Ehrentag dessentwegen nicht gekürzt werden, noch vereitelt.“

„Als Ihr Widestinder wart, Ihr lieben zwei Zwilling, da gedachte Niemand, daß Ihr würdet aufkommen und gedeihen, denn Ihr wart elend anzuschauen. Da hab ich Euch selbst gekauft im Namen unseres Herrn. Wir waren dazumal getauft im Namen eines armen Gutleuthaus am Wald, weit weg über Land in einem armen Gutleuthaus am Wald, wo auf Meilen hinaus kein geistlicher Herr zu finden. Donnhero hab ich's denn selbst verrichtet unter einem grünen Wachholderbaum, wo ein lustiges Quellwasser aus dem Erdbreich hersürging. Und hat auch dazumal Niemand etwas daran zu tabeln befunden, dieweil ich als Mutter wohl ein Recht dazu hatte, und nachgehends sogar hab mich ein geistlicher Herr dessen getrübtet, und im Grund wir All ein priesterliches Volk seien und das Sacrament spenden dürfen in Gottes heiligem Namen.“

„Nun vermein ich, heut sei es nicht anders beschaffen, und wenn Eure Hochzeiter Ja sagen, wie Ihr selbst, wenn Eure Eltern Euch segnen und alle Gefreundete Zeugen sind Eures festen Willens, in den heiligen Ehestand zu treten, so wird's wohl auch so gelten vor Gott und Welt. Möget Ihr Euch immerhin den Kirchensegnen nachholen, so Ihr sein bedürftig, aber Vater- und Muttersegnen ist gewislich gleich viel werth vor Gott und vor Eurem Gewissen. Drum frag ich auch nicht vorab an Priesterliatt: wollet Ihr Gatten sein in Lieb und Treue, denn ich will mich ihres Amtes nicht freventlich und wörtlich unterwinden. Weiß ich doch, daß Ihr schon hundertmal Ja gesagt in Eurem Herzen, und so wechelt die Ringe und kniet nieder, daß wir Euch segnen und ein heimlich Gebet verrichten.“

Allgemeine Stille war eingetreten. Wie von einer höheren Macht getrieben, nieten beide Brautpaare auf dem Teppich nieder. Frau Maria breitete ihre Hände segnend über sie, dann umarmte und küßte sie die Töchter, während kammerer, von der vollbrachten Thatsache wohl oder übel fortgerissen, seinen Schwiegereltern die Hand schüttelte.

„Ein Wetterweil!“ flüsterte Hemmeyer zu seinem Gefährten, „spricht wie ein Pfaff aus der Vitanel das libera nos domino, schlägt der Kirche ein Schnippchen und uns dazu, was meinst Du, Bruder?“

„Hast Recht, ein satrisch Weib, fürcht aber, das wird viel Staub aufblasen, daß sie ihr noch eins anschnigen werden und ein Bein vor das Glück schlagen. Aber was wahr ist, für dies Weib kömmt ich durch's Feuer laufen.“

Die gesammte Gesellschaft war von dem Geschehenen zum Theil überrascht, zum Theil auch gerührt und die Charakterstärke der entschlossenen Frau übte auf Alle mehr oder minder einen geheimnißvollen Zauber.

Die Meisten betrachteten den ganzen Act als ein Familienfest und hielten sich an die Zusage, daß die Neuverbundenen binnen Kurzem den kirchlichen Segen nachholen würden. Einige der alten Herren aber, besonders der Hofschlosser Kaufmann und der Kammerverwalter Rentsch, selbst der Syndicus Krausold schüttelten bedenklich die würdigen Häupter, rieben sich verlegen die Hände und wechselten fragende Blicke mit einander.

Als die beiden vermählten Paare die Glückwünsche der Anwesenden empfangen und im Begriff waren, sich wieder zu der verlassenem Tafel zu begeben, denn nun sollte das Hochzeitfest mit allem Glanz und Braus weitergehen, da drängte sich ein alter Herr, dem ein anderer folgte, durch die dichten Gruppen.

„Solches haben Sie wahrhaft fitterefflich executiret, Frau Kämmerer. Fürcht ich auch, daß es heißen wird; sic nos, non nobis nidificamus aves, gestalte ich mir jedennoch, auch meinen Glückwunsch zu offeriren.“

„Ah, der Herr Stadtrichter selbst,“ rief Frau Maria, als sie Leberer's gelbgraues Gesicht mit den bohrrenden Augen vor sich sah und neben ihm auch den Stadtschreiber Caspar Condylus erkannte. Dennoch konnte sie ein jähes Crisprechen nicht verhindern und eine unbestimmte Angst erfüllte sie, was dieser unheimliche Besuch zu dieser Stunde zu bedeuten habe. Unbefangen und würdevoll lud sie den gesüchteten Gast ein, näher zu treten, begegnete jedoch seinem forschenden Auge mit festem und entschlossenem Blick.

Leberer mußerte die Anwesenden, die betroffen vor ihm zurückgewichen, nur flüchtig, dann fuhr er fort:

„Freilich, was Hochwürbige Geistlichkeit zu solch neuer Obervaung sagen wird, weiß ich nicht, ist auch nicht meines Amts. Möglich immerhin, daß deraileinst auch ein saeculum kommen wird, da die pure Erklärung vor Oberleit in denen Matrimonialfachen schlecht und recht genügen wird, wie zu seiner Zeit im römischen Recht. Ihr seid eine resolute, ausnehmend weise Frau und der Mund des Volks sagt fast nicht zu viel!“

„No da!“ rief Kämmerer seelenvergnügt und streckte dem Stadtrichter seine Rechte entgegen. „Wenn Euer Gnaden das selbst so betrachten, fällt mir die schwerste Sorg vom Herzen. Ich sag's ja immer: praesente Praetore nihil nocet, und wenn Euer Gnaden selbst Ja und Amen sagen, ist Alles in Ordnung!“

„Lassen wir dieses auf ein andermal, Meister,“ erwiderte Leberer kühl und ablehnend, „Wir gedachten zunächst zu Eurer Königsschmaus zu kommen als Schützengenosse — und nun kommen wir zum Hochzeitstest just wie König Saul, der ausging Kinder zu suchen — und fand eine Krone.“

„Lasset Euch nicht perturbiren, hochachtbare Gebieter. Weht ja Alles recht lurcidus aus dem Vollen: Tasonen — und Malvasier. Da braucht man Gottlob nicht zu quälioniren, woher sothaner Ueberfluß. Ihr seid ein wohlansehnlicher Mann bei der Stadt und möget immerhin auf den alten Kayser hinein gehen, und selbst wenn man über neue Schützenordnung hinaus excediret, will hohe Oberleit diesmal gern ein oder das andere Auge zudrücken. Auch sind ja zu Hochzeiten gern ein oder zwei Schüsseln mehr verplattet, als ansonst. Ist doch Alles redlich und mühselig erworben.“

„Redlich und christlich, Herr Stadtrichter!“ rief Kämmerer, der den geheimen Spott und drohenden Ton in Leberer's Worten völlig überhörte. „Darf ich Euch Willkomm bieten aus dem Königsbieder, so Seine Gnaden selbst gestiftet haben?“

„Mit Gunst, Herr Kämmerer,“ und der Stadtrichter nahm den dargebotenen Becher, that auch so, als ob er einen tiefen Zug daraus schöpfe, stellte ihn dann aber rasch auf den nächsten Tisch.

„Was ich noch anmerken wollte,“ fuhr er fort, „Seine hochfürstliche Gnaden sind um ein Beträchtliches kränker geworden. Wäre somit wohl an der Zeit, dem dilexi jubilo ansther Einhalt zu thun, guten Exempels halber. Das unmündige Volk auf dem Markt fährt ohnehin allerlei sträfliche Rede vom Boltern und Pochen der Reichen, und wäre demnach gar nicht von Röhren, desselben Remulation und Eifer noch mehr anzublafen.“

Diese langsam gesprochenen Worte wirkten wie ein plötzlicher Gewitterregen.

Das Gespräch verstummte. Die Gruppen der Gäste zerstreuten sich, um zum Ausbruch zu rüsten. Die Musikanten packten ihre Violon und Fildten zusammen, um sich zu entfernen.

Da ereignete sich ein unerwarteter Zwischenfall, der neue Zögerung herbeiführte.

Während die Gäste sich mit vielen Reserenzzen von der Hausfrau verabschiedeten, suchte Kämmerer eifertig die Schau-

münzen und Kleinodien zusammen, welche vorher herumgerichtet und da oder dort aus der Hand gelegt worden waren.

Auf einmal erklang seine Stimme:

„Ja, daß Dich der Weistand, das ist ja nicht möglich! Mir muß die Sucht auß's Zug gefallen sein, aber was sonst — ich bin stochblind. Um Vergebung, vielmertelste Freund. Vor einer Stund noch stand da das Körbchen mit denen Sterbetheolern und Schaumünzen — muß sich verflucht haben irgendwo, denn weggenommen kann es doch nicht sein. Bitte in'sündigst, nachzusehen hier oder da. Heiliger Sanct Augustin, jetzt fehlt auch die Ketten vom Torringer und hab ich sie doch selbst auf das Spiel hier gelegt.“

Allgemeine Bestürzung. Der Kleinodienkiste war jetzt noch offen und Hebermann jugendlich, die Koffbarkeiten waren von Hand zu Hand gegangen.

Suchende Augen schweiften unter die Festtafel, unter den Altartisch und die anderen Möbeln. Einzelne argwöhnliche Blicke streiften sogar die beiden Studenten, denn sie waren die einzigen Fremden und „wer weiß was denen Konfessuren, Burchtreieren und Storgern Alles zugutrauen war.“

„Steht die Sach nun so,“ meinte endlich der Stadtschreiber Caspar Condylus, „wird nichts anders zu rathen sein, als die Thüren zu schließen und Jedermanniglich freilich auszusuchen. Und das von Rechtswegen, nicht woge, Herr Stadtrichter?“

„Nein, das leid ich nicht!“ rief Frau Maria, „die Schand thu ich unleten Kössen nicht an. Ist auch sonst nicht von Röhren, was liegt auch an den paar alten Münzen.“ Und als Kämmerer ihr widersprechen wollte, denn dieser Eingriff in sein Heiligstes empödete ihn, rief sie:

„Sei nur still, Abraham, ich weiß schon wo die Münzen sind und wer sie hat. Warum denn so viel Aufhebens machen von dem Gefäßel.“

„Ihr wisset es, Frau Maria? — Ja, wie so das? — und wer in aller Welt?“ Klang es durcheinander.

„Wer sonst,“ erwiderte Frau Kämmerer, „als die lahme Wätin und der Hundbeunge, die hab ich heut annehmen müssen als Aushülfe. Man ist ja geschloßen und verlesen mit dem Dienstvolk dem anbotmähigen. Und so kann man aus dem Regen in die Traufe kommen, die und kein anderer müssen die Sachen genommen haben!“

Man rief alsbald nach den Wenennten, man suchte sie auf dem Borraum, in der Küche, wie in den Hinterräumen, aber sie waren verschwunden, ein Umstand, der den Verdacht nur bekräftigen konnte.

„Barmherz Ihr seid eine fast allwissende Frau, wie das Volk sagt,“ bemerkte jetzt der Stadtrichter Leberer beifällig, und wird es ohne Säumnig geziehen, daß wir uns dezer Klauslöpf versichern. Leberigens,“ fuhr er dann ganz harmlos fort, „was Dienstvolk und Ursindeln anbetrifft, sind es doch auch Menschen, die gleichfalls auf ihre quasi Ehr und Reputation halten. Zwei von den Leutenlein haben wir drüben auf dem Rothhaus, Frau Kämmerer.“

„Warum soget Ihr mir das?“ entgegnete sie. „Ihr meint doch nicht etwa die Susse und den Jacob, die ich heut fortgejagt hab?“

„Eben dieselbigen, Frau Kämmerer. Die armen Leut klagten bitterlich, daß Ihr sie Diebstahelndel geziehen, und führten auch sonst lästliche Reden von Zauberei und andern lachen Stücken. Natürlich ist solch Alles nur insidioso Calumnatio und freches Gebahren, und es bekümmert uns ernstlich, daß wir Euch mit dergleichen Cuerele und Verrgeruuf kommen müssen.“

„Mögen sie doch reden was sie wollen vor Gott und Welt!“ rief Frau Kämmerer unwillig. „Wenn sie aber im Ernst einen Stein aufheben wollen gegen uns, so sollen sie mir in's Gesicht sehen. Auf Heimtückerei und Ehrenblasen laß ich mich nicht ein!“

„Wertwürdig,“ sagte der Stadtrichter, und sein Gesicht war erhebtlich ernster geworden. „Wanz duffelbe haben auch wir concludirt, auf daß ja der ärgerliche Handel am roschten

aus der Welt komme, nicht wahr, Herr Stadtschreiber? Drum sag ich zuvörderst nur: sind die Leut schuldig, oder habet Ihr ernstlichen Suspect, daß sie etwas veruntreut haben, so müssen wir sie vorerst in Haft behalten über Nacht."

"Veruntreut," erwiderte Frau Maria sichtlich betroffen über die bedenkliche Wendung. "Nein, Herr Stadtrichter, so scharf war's denn doch nicht gemeint. Aber nachlässig, faul, auffässig und obenhinaus waren sie, daß Einem im Zorn wohl ein wildes Wort entfähret. Freilich fehlen auch die Köffel seit gestern, aber sie können sich noch wiederfinden, und auf eine Anklag geradezu will und kann ich's nicht wasen."

"Das heißet demnach: Ihr widerrufet das Wort 'Diebsgesindel'?"

"Neht gern, Herr Stadtrichter."

"Hm, wo also kein Kläger, ist auch kein Richter. Euer Wort würde hinreichend genügen, sintemal Ihr das vor mir und dem Stadtschreiber deponiret. Freilich aber war es noch wirksamer und honorabler, so Ihr das den Leuten selbst sagen wölet, schon ihrer Ehr und Reputation halber. Es kostet ja nur ein Wort. Zudem würden wir inzwischen auch die anderen beiden Inculpaten von Amtswegen holen lassen und vorführen. So ginge dann die Sach in Einem hin."

Frau Maria Kämmerer mußte Anfangs nicht recht, wie sie jenes Anfinnen zu nehmen habe. Am allerwenigsten konnte sie vermuthen, daß man nur nach einem Vorwand suche und den ersten besten benutzte, der sich darböt. Aber daß man die beiden Leut gar über Nacht in Haft behalten wolle, entschied über ihre Zweifel.

"Ja, warum denn nicht," sagte sie, "recht gern gehe ich mit, es ist ja nur in die Nachbarschaft. Und wenn man mit einem Wort Gutes stiften kann, soß man's nicht weigern. Mir thun die Menschen leid. Verzeihet nur einen Augenblick, bis ich meine Schaub angehan. Gleich stehe ich dem Herrn Stadtrichter zu Diensten."

"Herr Stadtschreiber wölet die Frau führen," befahl Herr Leberer. "Auf baldig Wiedersehen, Meister Kämmerer. Wir sind hoffentlich in aller Kürze wiederum hier und können noch ein Stündlein plaudern — so Ihr nicht vorzieht, Eure werthe Hausfrau selbst zu begleiten."

Aber das verbat sich Frau Kämmerer auf das Bestimmteste, zumal auch ihr Mann noch im bunten Königsornat war. Und in der nächsten Minute, noch bevor die Thüren recht wußten, was eigentlich vorging, schritt sie mit dem Stadtschreiber Conchylius die Treppe hinab und zum Rathhaus, während der Stadtrichter mit aller Gravität folgte.

Nicht lange darauf hörte man vom Markt her ein vielstimmiges Rufen, ein brausendes Tosen und lautes Gejohl, welches wie ein Lauffeuer durch die Gassen der Stadt ging:

"Frau Kämmerer ist geholt worden vor das Amt!"

Und alsbald versammelte sich eine Menge Volks in immer dichteren und lärmenderen Schaaeren vor dem Rathhaus. "Haben sie endlich die Heze — heraus mit der Heze — in's Feuer mit der Heze!"

Eine bange Stunde verram, dann eine zweite. Die abhanden gekommenen Sachen, Münzen und Ketten hatten sich wiedergefunden, draußen in der Küche in ein altes Tuch gewickelt — ein Beweis, daß sie allerdings bereits entwendet worden, aber democh von den Dieben zurückgelassen waren, weil man den Verlust zu zeitig bemerkt hatte.

So war diese Sorge gehoben, aber Frau Kämmerer kehrte nicht wieder zurück. Die Gäste des Hochzeitshauses hatten sich längst entfernt, elffertig, bestürzt und entsezt ob des unerhörten Ereignisses.

Allmähig begann auch Abraham Kämmerer den Ernst der Lage einzusehen. Bisher hatte er bald lachend, bald ärgerlich wild über diese nichtswürdige Schändung seines Ehrentags seinem Grimm Luft gemacht.

Zulezt sank er doch erschöpft in einen der hohen Stühle, aber alsbald schnellte er wieder empor, riß sich die Herlichkeit der Schüttenkönigspracht vom Leibe und warf sich in seinen Alltagsanzug, um selbst auf das Rathhaus hinüberzustürmen und seine Hausfrau wieder zu holen.

Die beiden Bräute jammerten und weinten vor Erregung, zumal ihre Neuvermählten nicht wußten, ob sie unter solcher Bewandniß es wagen durften, die jungen Gattinnen in ihre eigene Wohnung mitzunehmen, oder ob die ganze Ceremonie der Hochzeit doch nur ein Possenspiel gewesen und keine Willigkeit habe.

Die Studenten aber, Hemmeyer und Fuhrmann, fluchten und wetterten, den Zorn ihres gastlichen Wirths zum Aeußersten schürend, sofort auch, als sie seine Absicht bemerkten, erklärten sie sich bereit ihn zu begleiten.

Alle Fenster der Nachbarschaft waren am warmen Abend erleuchtet, offen und mit zahlreichen Köpfen besetzt.

"Hab ich's nicht gesagt," meinte im Nachbarhaus die Frau Bortenwicklerin Zelle zu ihrem Mann, "die wird beim Essen behalten, o der Herr Stadtrichter ist ein feiner Uhrmacher."

"Haft Recht, Frau," antwortete der ewig lächelnde Gatte, "mit guter Manier hat man sie hinübergelockt, aber nun sie da ist, geht's aus einem anderen Tone. Aber was wollen sie ihr anhaben, die brave Frau ist unschuldig, darauf will ich schwören."

"Warte lieber ab, was die Gerichte sagen. Du und ich, wir werden bekennen müssen, was wir etwan wissen. Sieb Acht, wir kommen Alle noch an die Reihe. Mir wird schlecht, wenn ich dran denke. Schau schau, da kommt der Kämmerer selbst; wirft sehen, der richtet auch nichts aus."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kindswächter in Nöthen.

(Mit Illustration.)

Stiller wie ein garde de corps
Hält der Hund die Wache,
Geht die Nase, spürt das Ohr,
Bleibt hübsch bei der Sache.

Schöner freilich würd' es sein,
Frei herumzukrochen,
Kämen nur nicht hinterdrein
Süßlich schwere Folgen.

Darum hält er seinen Platz
Und weiß Nicht zu über;
Möchte nur der Wiegemach
Ihn nicht so betrüben.

Daß der dack'ge Kindermund
Schreit aus voller Kehle,
Kränkt den treuen Wächterhund
In der tiefsten Seele.

Ah, und jeder Klagelaut
Erstt ihn wie mit Keulen;
Mit dem Schah, der ihn vertraut,
Möcht er fast schon heulen.

n. z.



Der Kindswächter in Böhmen. Von J. Breitt. Auf Holz gezeichnet von Franz Quaglio.

Meines Lebens Roman.

Von W. von Eschen.

(Fortsetzung.)



Nachdem Raoul von Stendorf sein Vermögen verbraucht, nahm er seinen Abschied, heirathete „einige Millionen“ und zog sich mit der jungen Frau, die eben zu diesen gehörte, auf deren Güter in Ungarn zurück. Nur einmal hat er mit mir von seiner Ehe gesprochen, es lagerte sich dabei Finster über seine Stirn. War auch die Testamentsklausel eine Lüge? Er haßte diese Erinnerung, doch ich glaube, nur, weil er sich hatte einmal beugen müssen, werben, wo er nicht liebte, nehmen, wo ihn die Nothwendigkeit zwang. Nach einem Jahr starb die Frau, zum Glück für ihn, vielleicht noch mehr zu ihrem eigenen. Dem Hang nach Vergnügen, Abenteuer, aber auch dem Interesse an der Kunst — gewiß ein Erbtheil der italienischen Großmutter — folgend, hatte Herr von Stendorf jahrelang die Welt durchwandert. Als Kenner war er mit seinem bellanten Gedächtniß, seinem Verständnis für Malerei, Plastik und Musik ebenso zu Haus in den Galerien und Museen von Rom, Florenz, Wien, London, München, Dresden, Berlin u., wie in den Melodien der Opern von Glog, Mehul, Bellini, bis auf Wagner, Gounod und Verdi herab. Als Edelmann hatte er die Salons dieser Städte, als zu der jeunesse dorée zählend auch deren andere Cirkel besucht, die große Welt und die Halbwelt kennen gelernt.

Wenn ich mir jetzt Herrn von Stendorf vergegenwärtige — damals kannte ich ihn weder so genau, noch verstand ich sein Wesen zu beurtheilen — dann erscheint er mir in hellem Licht und Schattenseiten wie ein letzter Ankläufer jener französischen grand seigneurs des 18. Jahrhunderts: fein gebildet, geistreich, lebenswürdig, galant und elegant, Alles wissend, Alles treibend pour plaisir et se plaisir, umgezügelt in ihren Wünschen, rücksichtslos in die Welt greifend selon leur volonté, weil sie ihnen gehört, ein prächtig glänzendes, verlockendes Zbeal für den menschlichen Willen, und doch ein so tüchtigeres zum Glück.

Kein Wunder, daß er mir, die ich unerfahren im letzteren war, damals nicht ganz unsympathisch erschien. Und so konnte ich es abermals nicht ändern, daß es mir nicht allzu schwer wurde, artig gegen ihn zu sein und ihm das zu vergeben, womit er mich verlegt, was mich ihn scheuen und fürchten ließ.

Er sprach viel mit mir, ich wußte, daß ich seinen Worten pariren wollte; ich hatte nach den beiden ersten Begegnungen meine alte Gewandtheit im Plaudern ihm gegenüber behaupten gelernt. Er war Casseur, man hatte das auch früher an mir gerühmt, wir unterhielten uns prächtig. Freilich, zuweilen war ich darüber empört, wie er mit Allem spielte; dann aber auch wieder entzückt, über was Alles und wie gut er zu reden wußte. Bemerkte er, der Frauenkunde, was in mir vorging? Er ließ mehr und mehr, um mich zutrotzlich zu machen, die angenommene Reserve fallen; er zeichnete mich aus. Auch die Blumen, welche er mir jeden Morgen nach meinem Aufstehen sandte, kostbar in sich selbst, wurden es jetzt noch mehr durch ihre Enveloppen, die damals in reichen Spitzen und Aëros der Mode huldigten.

Gabriele, die spanische Hirtentochter (Nachtlager), erhielt Granatblüthen in schwarzen Points, „Heilings“ Anna Drangen mit Braabanter Kanten, Gräfin Almaviva (Figaro) — eine von den Rollen, welche er für mich der Schulze entziffen — Weisheit mit goldenen Lehren, Senta (fliegender Holländer) Hyacinthen, fremdartige Staubfäden in ihren Kelchen; Goldfäden mit Diamanten, die Blonden der Enveloppe gehalten durch kostbare Agraffen von Perlen und Rubinen, anklingend an den Schmuck, mit welchem der Holländer um des Schiffers Tochter wirbt.

Es wurde mir peinlich, doch was sollte ich thun? Diese Huldigungen zurückzuschicken? Es würde nur spöttisch in seinen Augen geblüht, um seine Lippen gezuckt, er lachend gefragt haben, ob ich denn das für so etwas ganz Besonderes halte? Denn in der That, wir Alle bekamen Geschenke von dem liebens-

würdigen Intendanten, dem kunstsinigen Mäcen. Daum die Sängerin, seine Untergebene, wie unglück würde sie gehandelt haben, ihn zu beleidigen. Nein, das ging nicht, gewiß nicht. Im Grunde, da ich eben kein Engel war, sondern ein recht schwaches, thörichtes Mädchen noch, war mir auch dies gar nicht so unlieb, wollte ich dies gar nicht im Ernst; mein Herz jubelte im Stillen bei der Huldigung Raouls; ich flüchtete zu meinem Beruf, daß er mir über das peinliche Empfinden bei deren Form hinweghelfen, mich vor mir selbst entschuldigen mächte.

Das alte Wort: In Dem Ihr sündigt, sollt Ihr gestraft werden“, kannte ich damals noch nicht. Ich empfand nur, daß durch unsere gegenseitige Doppelstellung und sein Benehmen gegen mich mein Denken und Fühlen, mein ganzes Wesen in konstanten Zwiespalt gerieth, daß meine Seele gar nicht mehr aus dem Schaukelssystem von Wollen und doch nicht Handeln, von Handeln und Nichtwollen herauskam, daß ich zuletzt unwahr und unklar in mir selbst wurde.

Wie oft ertrappte ich mich selbst bei früheren Mädchen-gedanken, träumte nur von Liebe und ihrem Glück, anstatt von Kunst und Beruf. Ich wollte nicht. Hatte ich mir doch ein anderes Glück zu suchen gesetzt. Ich schloß meine Augen, wie wehrend dem Bild, das da vor ihnen stand, bezaubernd und lockend, aber es blieb, denn sie sahen es aufsteigen aus dem Inneren meines Herzens. Und dann mahnte auch dessen Stimme zugleich: er spielt mit Allen, er spielt auch mit Dir; er ist der Rechte nicht, Deinem besseren Selbst nicht verwandt, für eine dauernde Liebe ein dauerndes Glück nicht geeignet. Dann sah ich auch die Rehrseite seines Wesens, all seiner glänzender betricendenden Eigenschaften, unlöslich mit ihnen verbunden, wie der Schatten mit dem Licht. Und doch, dies Licht übte einmal seine eigenthümliche Macht auf mich, ich fühlte mich gefangen von seinem Zauber, aber nicht wohl, und doch wieder zu wohl, um seine Fesseln zu zerstoßen; ich lebte wie in einem Damm, der immer enger, betäubender seine Kreise um meine Seele schlang, zumal da auch meine Kunst, das einzige Mittel ihr zu leben, einzuweilen in diesen Damm mit aufgenommen war.

Siebentes Capitel.

So vergingen Monate. Da brachte mir eines Morgens der Theaterdiener die Partitur meiner geliebten Valentine. Der Herr Baron hatten befohlen, Frau Schulze mitammer und Peter gehorcht, diese Rolle an mich abgetreten.

Mein erstes Empfinden war Jubel und Freude. Dann im selben Moment noch legte ich die Partitur aus der Hand. Er hatte nie außer der ersten Anspielung darauf unser erstes Begegnen berührt, noch mit mir über die Valentine gesprochen; wollte er mich jetzt durch sie an jenes und seinen Vorsatz bei demselben erinnern? Es widerstrebte meinem innersten Wesen, in der Rolle vor ihm zu erscheinen, jene Worte vor ihm zu singen. Ich meldete mich krank, sagte ab für das Diner, zu welchem die Spitzen der Oper auf den andern Mittag bei dem Herrn Baron geladen waren.

Der Intendant debouerte, der Holländer wurde angefragt anstatt der Hugenotten; Frau Schulze war nur zu gern bereit, die jüngst von mir gesungene Senta wieder zu übernehmen. Das war empfindlich, der Intendant ließ nicht mit sich spaßen. Dann erschien der Don Juan auf dem Repertoire. Wenn Frau Schulze auf die Donna Anna, eine meiner Lieblingspartien, bestand, war ich verpflichtet, das Berlinchen neben ihr zu singen, eine Rolle, so ungünstig für mich, als mir jene günstig war. Verdrießlich erschien ich in der Probe. Herr von Stendorf, zufällig anwesend, bemerkte das nicht, er sprach im wohlwollendsten Ton seine Freude aus, mich so schnell wiederhergestellt zu sehen.

„Ich fürchte, die großen Partien der letzten Zeit haben Sie doch ein wenig angegriffen,“ sagte er ruhig, freundlich. „Wir wollen es etwas jochter anheben lassen. Glücklicherweise haben wir ja noch eine Primadonna!“

Ich sah es feindlich blitzen in deren Augen. „O nein,“ gab ich schnell zurück, „es war nur eine vorübergehende Erklärung!“

„Tant mieux. Denn die nächste Woche müssen wir die Hugenotten haben, Hoheit wünscht die Oper nachdrücklich.“ Das war eine Hinte, denn Hoheit wünschten höchstens „Der Kurnärker und die Picarde“ oder „Einmahlunderttausend Thaler“. „Ich denke die Partie paßt gut für Ihre Stimme, Ihre Action, ihr ganzes Extérieur.“

Das klang ganz objectiv, ganz kühl und rein ästhetisch erwogen und behauptet.

„Aberdings, die Valentine erfordert eine bedeutende dramatische und auch phänomenale Kraft. Werden Sie sich stoff genug fühlen? Sonst —“ Keine Miene, kein Zucken verrieth, daß die eigenthümlich gefekten Worte auch etwas Anderes meinen konnten. Und wieder sah ich Frau Schulze schadenstroph, feindlich lächeln.

„Ich werde die Valentine recht gut singen können,“ antwortete ich fest. Mein Künstlerblut behauptete denn doch auch sein Recht; warum sollte ich mir denn meine liebste Rolle versagen, weil ein Mann, den ich ganz gewiß nicht liebte — nein, nun erst recht nicht! — mich hier bei einer Unvorsichtigkeit übertrifft und mich beleidigt hatte. Wochte er sich doch seines unerfüllten Vorsatzes erinnern! Was kümmerte das mich? Und wer weiß ob er es that!

Ich vertiefte mich in die lange nicht durchgegangene Partitur, bekümmerte mich angelegentlich um meine Toilette; ich wollte nicht an ihn denken; — machte zuletzt noch italienische Uebersetzungen, um ihn aus dem Sinn zu verlieren.

So kam der Abend der Hugenotten heran und „Fräulein Waldbau“ erschien auf der Bühne.

Ich hatte nicht nach der Prosceniumloge sehen wollen; aber wer kann für seine Gewohnheit, — meine Blicke wanderten dennoch den alten Weg. Da saß der Intendant. O nein, er dachte sicher an nichts Anderes! Es hätte mich beruhigen sollen, aber es ärgerte mich; nur meine Phantasie hatte den Aufmerksamkeiten, der Künstlerin gewidmet, einen huldbigen Schimmer verliehen. Es sollte mir ja auch einerlei sein; dennoch brachte mich immer dieser Mann in Zwiespalt mit mir selbst, auch da, wo ich meine volle Ruhe bedurfte. Er sollte es nicht länger: ich mußte alle meine Kräfte zusammen nehmen für die Rolle! Quasvoll säßte ich abermals die Anstrengung, welche ein öffentlicher Versuch von der Frau erfordert. Doch die Musik war mir diesmal sympathisch, und das große Quetz des dritten Actes ging unter stürmischem Applaus zu Ende.

Trotz dem „einerlei sein“ konnte ich es abermals nicht ändern: mir bangte vor dem vierten Act; er war mir zu peinlich!

Und wieder slog mein Blick nach der Prosceniumloge — Raoul war nicht da. War das Nichts, war es Gleichgiltigkeit? Ich hatte keine Zeit über solche Dinge nachzudenken — es war mir weh im Herz, was half's — ich hatte meine Gefühle auf der Bühne, für die Bühne zu verbergen, damit sie — doch davon später. Raoul blieb fort. Doch plötzlich mitten in der Scene bei dem bekannten: „Ich liebe Dich!“ slog ein Strauß köstlicher mattgefärbter Rosen, Souvenir de Malmaison, zu meinen Füßen — Herr von Stendorf war erschienen, mit den leuchtenden, strahlenden Augen, keine Spur von Spott oder Stolz in den Zügen, um den Mund nur ein schmeichelnd gewinnendes Lächeln. Und diesmal — lächelte ich auch! Dann war ich bestürzt — ich blieb sogar um einen Ton stecken. Es war ein Glück, daß der Ritter Raoul von Rangis, als echt französischer Edelmann, sich durch keine Galanterie außer Fassung bringen ließ und auf dem: „Wort aus meinem Munde“ beharrte. So fand ich es auch wieder und mit Glanz und Jubel kamen wir durch, bis zu unserm seligen Ende im fünften

Act. Ich wenigstens war es: selig, daß ich meinen Part durchgeführt; vielleicht über Anderes auch.

Man hatte Herrn von Stendorfs Bouquet, als ich auf der Scene beschäftigt, für mich aufgehoben, ich hatte es in dem kurzen Zwischenact nicht gesehen und nicht danach gefragt; man würde es mir schon in die Garderobe stellen. Jetzt beachte es die kleine Zeller, welche heute den Pagen gesungen, herein. Ihre Arie heiter variirend, sang sie lachend:

„Ober edler Cavalie —
 Aller Herren schönste Bir —
 Daß mich abgsandt an Es —
 Unter uns im Kreise hier. — — —“

Scheinisch lachend wies sie auf den prächtigen Schmetterling von Brillanten, der sich in den Hosen so festgesetzt hatte, daß er seine flüchtige Natur vergessen zu haben schien; zog dann mit ihren zierlichen Fingern ein unter diesem verborgenes Billet heraus.

Nichts Gutes ahnend hatte ich nur ein Gefühl in dem Moment, ihr das Billet zu entreißen, aber die kleine Zeller, mit der ich, von groß mal groß, wie mit all meinen Collegianen, außer dem Ehepaar Schulz, in freundlichem Verkehr stand, die auch außer der Bühne die Mantelfest, den Scherz und den leichtesten Sinn der naiven und der Hosenrollen übte, hielt fest:

„Kein Geheimniß unter uns Mädchen,“ lachte sie lustig. „Gräfin von Nevers. Ihr seid vom selben Material wie wir anderen Menschenkinder.“ Sie schaffte in die entfernteste Ecke des Zimmers und öffnete das Billet:

„Dieses Wort — ich hör' es immerfort. — Raoul.“

So stand es da. Und „Raoul“ — copirte sie meine Lösung im dritten Act — „das ist himmlisch!“ Jetzt lachte sie laut: „Das ist himmlisch!“ Sie drehte sich auf dem Absatz herum: „Schauen Sie her, edle Dame“ — sie streifte den blauen Atlasärmel des Pagenjäckchens, das sie noch vom Abend trug, zurück — und zeigte auf ein ziemlich kostbares Armband: „Raoul!“ nidte sie verständnißvoll. „Doch darum keine Feindschaft nicht, wir theilen lieber schwesternlich,“ improvisirte sie launig und wollte mich umfassen, um, wie es schien, ein paar mal lustig herum zu galoppiren.

Ich aber war empört, daß man mich compromittirt, daß die kleine Zeller naseweis genug getoelen, in meine Angelegenheiten zu dringen, und nun meinen durfte, mit mir auf gleicher Stufe zu stehen; aber auch gewiß im Stillen, wenn auch unbewußt, daß Raoul noch Anderen hulbigte neben mir. Am schmerzlichsten noch war es mir, daß er mir, wie es schien, immer mehr in der gleichen Weise hulbigte, wie jenen Anderen. „Sie sind impertinent, Mademoiselle!“ entfuhr es meinen Lippen. „Ich verbitte mir Ihre Einmischung in meine Verhältnisse.“

Sie sah mich an, erst erschaut, dann böse. Sie hatte die Sache leicht genommen, wie sie Alles nahm; die Hulbigungen, die man ihr als Künstlerin, als niedlichem, Persönchen darbrachte, den Dank, den sie für diese gab, auch dielen, leicht genug, daß sie und jene dennoch stets eine gewisse Grenze einhielten; sie war mir freundlich gewesen, ich hatte sie beleidigt in ihrer Freundlichkeit, vielleicht auch sie fühlen lassen, daß sie mit ihrer Art zu empfinden und zu denken trotz dieser gewissen Grenze doch unter mir stand. Sie wurde böse.

„Pardon,“ sagte sie schnippisch, „ich wußte nicht, daß es ein Verhältniß war.“ Damit schlüpfte sie hinaus.

Ich war wie vom Donner gerührt; mein heißes Blut hatte mir abermals einen Streich gespielt: in meiner gerechten Empörung, in meiner Unschuld hatte ich ein Wort gebraucht, das mir der Zorn der kleinen Zeller übel deuten konnte. Und all meine Freude an der Schöpfung der Valentine, dem Triumph des Abends war dahin. Warum hatte er mir das gethan! Doch ich durfte nicht weinen, beim Hinausgehen hätte es Dieser oder Jener bemerken können, und eben kam auch Lantchen, die immer unermüdet in der Garderobe oder im Theater saß, bis ich sie nachden in den Armen eines Geliebten, oder solo per Dorch oder Gift, oder wie heute durch eine papirische Kugel zu Ende gekommen.

Ich schluckte also meine Thränen hinunter, unbemerkt, ließ ebenso den Schmerztropfen und das Billet in meine Tasche fallen, mich auskleiden, und ging nach Haus. Tante trug meine Rosen, und gab ihnen auch Wasser. Sie hatte sich nachgerade in dem Theaterfeuer acclimatisirt und wachte mit Argusaugen über jeden Triumph als auch ihr Werk. So war sie denn auch von dem heutigen Abend entzückt. „Und der vierte Act Eugenden, o Gott, so schön!“ Darüber konnte sie gar nicht fortkommen.

Ja, der vierte Act! Schließlich war das Singen doch mein Beruf: und es war so schön gewesen. Und hiermit geriethen meine Gefühle abermals in's Schwanken.

„Was denn eine jede Huldigung den Stempel der Convenzanz an sich tragen?“ fragte ich mich jetzt. „Sieht es denn nicht auch im Leben Poesie und Leidenschaft? Und ist nicht gerade dies ein köstlich berauschesendes Glück?“ Fast machte ich mir Vorwürfe über meine engherzige Frönderie.

„Dieses Wort — ach ich hör's immer fort.“

Er hebte mich doch! Warum ihm seine Weise verargen, die mir im Grunde ja bestrickend gut gefiel? Und die berauschede köstliche Musik im Ohr, das glühende Verlangen im Herzen nach Liebe und Glück, schlief ich ein.

Am anderen Morgen kam kein Bouquet, statt dessen aber Herr von Stendorf selbst. „Sie müssen mir erlauben, Fräulein Waldau,“ führte er sich artig ein, „Ihnen heute meinen ganz besonderen Beifall auszubekunden.“

Ich verbeugte mich dankend, Tantschen war außer sich vor Freude.

„Fräulein Waldau ist für die Valentine geschaffen,“ wandte er sich liebenswürdig an Diese; „sie wird uns die Partie noch oft schenken müssen.“ Tantschen war d'accord — ich schlieflich auch.

Wir plauderten, leicht, unbefangen über dies und das. Ich war geistreich und schlagfertig, vielleicht weil es tief innen in meiner Seele, wenn auch mir unbewußt, mich trieb, mich wieder zu wehren gegen den Zauber der leuchtenden dunklen Augen, des spöttisch stolzen Mundes, der ganzen so gewinnenden und bestrickenden Persönlichkeit meines Intendanten.

Da wurde Tantschen abgerufen, vermuthlich wegen einer Käufenfrage, einer Brennenden.

Herr von Stendorf rückte seinen Stuhl etwas näher zu meinem Platz; mir wurde heiß, ich sprang auf, ich ging einige Schritte, und ohne es zu wollen und zu wissen, stand ich plötzlich vor den Rosen, seinen Rosen, welche Tantschen, wie gewöhnlich alle Trophäen dieser Art, in mein Zimmer gestellt.

Er trat an mich heran und blickte auf die Blumen, er lächelte: „Wann wird endlich Valentine ihrem Noval das Wort sagen, das er nie vergessen, und doch noch einmal von ihr allein hören möchte?“

„Herr von Stendorf —!“ Ich trat zurück.

„Eugenie!“ das sagte er mit dem ganzen Zauber seiner weiden Stimme. „Eugenie, wozu denn länger noch Komödie spielen. Du weißt, daß ich Dich liebe, und auch ich weiß, daß ich Dich gefangen!“

Wie recht er es wußte! — Das war es!

Und nun — er nahm meine Hände fest, er legte seinen Arm um mich, er zog mich an sich heran, nahe, so nahe, er preßte meinen Kopf an seine Brust; ich fühlte, daß seine Lippen mein Haar berührten, und ich litt es, litt es, — weil ich ihn liebte! O nein, heute weiß ich es besser: weil ich gefangen war!

(Fortsetzung folgt.)

Schlangenbad im Taunus.

Von Rudolf Bergner.



Das die böhmischen Bäder mehr für Süddeutschland sind, das sind die Taunusbäder mehr für Nord- und Mitteldeutschland. In dichtgebrängten Gruppen felsanmiegend, empfangen sie jährlich viele Tausende von Leidenden, um ihnen Heilung und Gesundheit zu verschaffen; sie werden nicht nur von Engländern, Russen und Franzosen, sondern auch von Amerikanern und den Angehörigen der übrigen Erdtheile um Hilfe angegangen, und sie stehen, was Toilettenanfertigung und fashionables Leben und Treiben betrifft, weit über den übrigen unzähligen Bädern. Will man den Vergleich noch weiter durchführen, so kann man sagen, daß das herrliche Wiesbaden hinsichtlich seiner jährlichen Fremdenmenge und schönen Umgebung dem böhmischen, in waldiger Schlucht gelegenen Karlsbad entspricht, während man das liebliche Marienbad etwa mit Homburg v. d. Höhe vergleichen könnte. Das böhmische Franzensbad steht dem reizenden Schlangenbad gegenüber.

Von Mainz aus wälzt der Vater Rhein seine gewaltigen Fluthen ziemlich ungehindert durch das Hügelland Mainz-Müdesheim. Er gleicht hier einem mächtigen Riesen, der plump dahinzieht und nicht weis, nach welcher Seite er sich bewußter und segnend wenden soll. Ungefähr in der Hälfte der eben gekennzeichneten Strecke erhebt sich ein allerschlimmliches Städtchen mit trümmerschen Häusern, einer wohlbesetzten Burg und spitzen Kirchthurm. Das ist Ullrich, und hier legt das pulsende Dampfschiff an, um ebenso wie die Locomotive des Eisenbahntrais seine für den Taunus bestimmten Passagiere und Waaren abzuladen. Ein kleiner von der Post gestellter Wagen erwartet uns, bald geht es in schnellem Lauf aus dem freundlichen Städtchen hinaus und in nordwestlicher Richtung den Bergen zu. Der ganze Reichthum des Rheinlandes entfaltete sich vor unsern bewundernden Blicken. Manneshoch sieht das Getreide, alle Arten von Feldfrüchten machen sich neben ihm breit, und mitten auf den Feldern erheben sich mächtige Obstbäume, welche fast thalwärts unter der Last ihrer Früchte zusammenbrechen und an ihren Hauptstäben gestützt werden müssen. Weingärten ziehen sich an den Hügeln entlang, einzelne weiße Villen grünen rechts und links von der Höhe herab, in den Lüften singt die Lerche ihr frühliches Lied und mit ihr scheinen die erwärmenden Sonnenstrahlen zu kokettiren. Nach geraumer Zeit passiren wir die Ortschaft Neuborf, deren

dichtgebrängte Häuser ganz deutlich verrathen, wie wohlhabend und gutsitulirt ihre Bewohner sind. Wäldhöfe, welche uns von Köstlichem Rheine Wein erzählen, laden uns zu fesseln, wir aber fahren immer in gleichem Tempo vorüber und kommen gar bald aus dem Ort heraus. Jetzt erschließen sich vor und neben uns kleine Thäler und bedeutende Höhen; wir sind im Taunus. Alle Berge aber erheben sich mit dem kräftigsten, üppigsten Laubwald bedeckt, die Wiesen, welche sich unterhalb der Ströme ausdehnen, haben sich mit einem so überaus frischen, saftigen Grün geschmückt, wie man es in anderen Gegenden ganz vergeblich sucht, und die gutgepflegte Landstraße vollendet das Anheimelnde und Gewinnende des Bildes. Wohlthätig, so vorzüglich in Stand gehalten wie die Ströme des Rheinlandes sind wohl selten welche in anderen Ländern Europas, Schurzerade zieht sich der graue Streifen in das Gebirge hinein, nicht die geringste Unebenheit ist zu bemerken, und die Oberfläche könnte wirklich mit einem Spiegel verglichen werden. Dazu tauchen zumweilen rechts und links lange Fappelreihen auf; an und für sich monoton, paßten sie immerhin recht gut zu diesem Bilde militärischer Genauigkeit und größter Ordnung. Einige Wäldungen des Thales zwingen unsrer Gefährt zu langsamerem Gange, doch einige Villen und mehrere im Grund romantisch gelegene Wäldchen fesseln unsere Aufmerksamkeit, so daß uns der Reiz der Fahrt in dem anmuthigen Thal sehr verliert wird. Wegen Mittag mehren sich die Villen unterhalb der hochgehenden Ströme, neue reihen sich an; kein Zweifel, wir haben das „rheinische Franzensbad“ erobert.

Schlangenbad hat eine für einen Curort so überaus günstige Lage und Cyclus, daß wenn man annimmt, der Hauptfaktor einer Cur lange nicht von den gebrauchten Mitteln, sondern von der guten Luft und von der Ruhe ab, man getrost behaupten kann, daß jedem Leidenden hier Kräftigung und Heilung zuteil werden muß. Die taun ein halbes hundert Häuser enthaltende Niederlassung zieht sich in einem engen Thal, tief, der durch bedeutende Bergeshöhen seinen Abschluß findet, dahin, während sich die Straße zwischen zwei eng zusammenstretenden Bergen durchwindet, und an ihr doch ein Duzend Villen gelegen sind. Nimmt man die sich dicht hinter dem Ort erhebende Wäldchenhöhe hinan, und betrachtet man von ihrem Pavillon aus das einige hundert Fuß tief unten liegende Bad, so genießt man einen überaus lieblichen Anblick.



Der kleine Gärtner. Nach dem Gemälde von Krösch; auf Holz geschnitten von W. Gröglitz.

Aufruf zur Errichtung eines Schffel-Denkmalz zu Karlsruhe.

Am 9. April 1886 ist Joseph Victor von Schffel gestorben. Den Tod des gefeierten Dichters haben mit den Einwohnern unserer Heimath, auf deren Friedhof er seine Ruhestätte gefunden, und mit unseren badischen Landesleuten die weichen Kreise der deutschen Nation in schmerzlicher Erregung betrauert, nicht nur soweit sie das Deutsche Reich zu einer politischen Einheit verbindet, sondern offensichtlich, wo die deutsche Sprache klingt, in den stammverwandten Theilen des österreichischen Kaiserthums und der Schweiz und bei den Deutschen im fernem Ausland, auch jenseits des Weltmeeres.

Schffel's Werke sichern seinem Namen ein unvergängliches Andenken, in ihnen hat er sich selbst ein Denkmal errichtet, das dauernder ist als Erz.

Sein historischer Roman „Elfschard“, in welchem er die Menschen einer entlegenen Vergangenheit so treu und lebendig schilderte, daß wir sie lebhaft vor Augen zu sehen meinen, sein „Trompeter von Saffingen“, der die siegreiche Macht treuer Liebe verkörpert, die tiefempfundene Liebe, die unter dem Titel „Frau Aventure“ gesammelt sind, der unverwundliche Humor, die lebensfrohe Deteckit seines „Gaudamus“, in welchem die deutsche Jugend, vorab die akademische, ihre Lieblingsfänge verleiht und bei deren Klängen auch die ältere Generation sich gerne wieder verliert: diese bekanntester und beliebtesten seiner Werke tragen die Gewähr eines unser Zeitalter überdauernden Lebens in sich.

So wird auch denen, die dem Dichter persönlich näher standen, das Bild des ehrenfesten und liebenswürdigen Mannes und Freundes nicht aus der Erinnerung schwinden.

Aber den späteren Geschlechtern sollen wir auch Gestalt und Gesichts-züge des gefeierten Dichters, an dessen Werke sie sich erfreuen und erheben, vor Augen stellen. Die Mitlebenden haben die Pflicht, der Nachwelt ein treues und würdiges Standbild Schffel's zu überliefern.

Um dies zu bewirken, sind die Unterzeichneten zu einem Ausschuss zusammengetreten, der es sich zur Aufgabe stellt, Joseph Victor von Schffel in seiner Vaterstadt Karlsruhe ein Denkmal zu errichten.

Hier wurde er vor 60 Jahren geboren, hier hat er einen großen Theil seines Lebens zugebracht und hier ist er in dem ererbten elterlichen

Hause gestorben, wohin er, von Sehnsucht nach der Heimat getrieben, wenige Tage vor seinem Tode zurückgeführt war.

Von diesem Gedanken befehl werden wir uns an alle Freunde und Verehrer unseres Dichters und seiner Werke mit der Bitte um Beiträge zur Errichtung dieses würdigen Schffel-Denkmalz in Karlsruhe.

Wir bitten, diesem Aufrufe die möglichste Herbeibringung zu geben, in den einzelnen Städten Deutschlands und des Auslandes, wo Freunde und Verehrer Schffel's sich befinden, Ortsauschüsse zu bilden und die gesammelten Beiträge an unsern Schffelmeister, Herrn Stadtrath und Bankier Müller hier (Spitalstraße 51), einzusenden.

Ammon, Otto, Rentner. Dr. von Bed, Generalarzt. Benz, Deton. Bielefeld son, Rentner. Bonnet, Albrecht, stud. nat. Dr. Brambach, Oberbibliothekar. Dingler J., stud. techn. Hering, Friedrich Wilhelm, Kaufmann. Durm, Oberbauschreiber. Freyher von Gemmingen, Oberstleutnant. Gleidau, Maler. Dr. Grasshof, Weichme Rath. Haack, Robert, Chemiker. Hoffmann, Landtagsabgeordneter. Dr. Holzer, Bibliothekar. Kamm, Oberlandesgerichtsrath. Kaufs, H., stud. techn. Keller, Professor und Director der Kunstschule. Klein, W., stud. pharm. Klose, I. L. Hiera. Hauptmann a. D. Klose, Wilhelm, Maler. Pachner, Binzer, Postapellmeister a. D. Loening, Stadtpfarrer. Leichlin, Rentner. Lepique, Golddirector. Dr. Löhlein, Director der höheren Mädchenschule. Lorenz, Fabrikant. Ludwig, Friedrich, Rentner. Dr. Lübbe, Wilhelm, Geh. Hofrath. Malisch, Jakob, Altkochermeister. Meitl, Felix, Postapellmeister. Hoff, Wilhelm, Staatsrath zu Putzig. Gulas, Generalintendant des Großh. Posttheaters, von Regensauer. Präsident der Generalintendant des Großh. Gullische. Freyher Alder von Diersburg, Generalmajor und Brigadecommandeur. Schnepfer, Bürgermeister. Schuberger, Karl, Forstrath. Schuffels, Wilhelm, Rentner. von Ungern-Sierand, Geh. Rath. Dr. Bierder, Heinrich, Schriftsteller. Dr. von Weich, Friedrich, Archidiakon. Dr. Wendt, Gustav, Gymnasialdirector. Wilhelm, Finanzrath. Zittel, Deton.

Reise in nördlichen Congo-Gebiete.

Von Lieutenant Siegmund Israél.

1. Allgemeines. Die Loango-Bai und ihre Umgebung. Klima und Bewohner des Loango-Gebietes.

Ungewöhnliche Reichthümer liegen noch ungenutzt im Innern Afrikas verborgen. Zwar hat man seit Jahrhunderten Expeditionen ausgerüstet und hinausgeschickt, um den schwarzen Erdbein zu erforschen: Bemühungen, welche trotz der schweren Opfer an Menschenleben und Geld bis in die neueste Zeit ziemlich erfolglos geblieben waren. Nachdem es jedoch den beiden hochverdienten Forschern Livingston und Stanley gelungen war, das Dunkel einigermaßen zu lichten, bildete sich unter dem Protectorate des jetzigen, um die geographische Wissenschaft hochverdienten Königs der Belgier zu Ende des Jahres 1878 in Brüssel die internationale Congo-Gesellschaft, welche eine Anzahl weiser Forscher und Offiziere nach Afrika und namentlich nach dem Congo sandte, um das Land zu erforschen und von den Hauptlingen gegen einmalige Bezahlung Ländereien anzukaufen. Das ist denn auch so ziemlich gelungen. Die Gesellschaft hatte bis Mai v. J. 31 Stationen gegründet, davon 11 am Kivilu-Niadirfluß und 20 am Congo; sie besitzt außerdem eine Flottille von 18 Schiffen und eine bewaffnete Macht von 2000 Mann. Vieles bleibt jedoch noch zu erforschen, vorzüglich das südliche Ufer des Congo, der Congofluß selbst und seine Schiffbarkeit und der Norden desselben bis zum Kivilu-Niadi hin. Von einer dorthin gerichteten Expedition, an der ich theilgenommen, will ich versuchen in Nachstehendem ein möglichst getreues Bild zu geben.

In den Morgenstunden des 7. Juni 1883 lief der Steamer „Volta“, mit etwa einem Duzend Theilnehmern der nach Vivi-Station am Congofluß bestimmenden internationalen Expedition Stantens an Bord, in den kleinen Loangohafen an der Südwestküste Afrikas, unter 4° 40' südlicher Breite und 11° 51' westlicher Länge. Bald nach unserer Einahrt kam Captain Grant Elliot, der Commandant dieser Expedition, an Bord, um uns zu begrüßen und Anordnungen zu treffen. Es war bestimmt, daß alle Theilnehmer mit Ausnahme von Captain Elliot und mir als seinem Adjutanten, welche die Reise zu Fuß machen mußten, sich zu Schiff nach Vivi-Station zu begeben hätten. Es wird deshalb im Nachfolgenden nur von der bedeutend wichtigeren Landreise die Rede sein.

Von Loango selbst ist wenig zu berichten; es ist ein kleiner unbedeutender Ort, dessen von einigen wenigen kaufmännischen Firmen betriebener Handel nur langsame Fortschritte macht; ein Hr. A. Forbes hält auch dort eine Art Hotel, genannt „American-House“, woselbst wir übernachteten. Bedeutend mehr Interesse bietet die Umgebung der Bai. Von Point Giffango, einer Station der Internationalen Gesellschaft,

ungefähr acht Meilen von Loango, zieht sich die Küste als flaches, sandiges Ufer in Krümmungen erst ungefähr vier Meilen südwestlich, dann südwestlich hin und bildet schließlich als den südlichsten Punkt der Loango-Bai den Indio-Punkt. Von dort steigt das Ufer wieder und zeigt eine Reihe mit dichten Bäumen bedeckte Hügel, an deren Fuß sich sonstiges Flachland hinzieht. Auch etwas nördlich von der Bai erstrecken sich durch kurze Ebenen von einander getrennt zwei kleine Bergketten gegen den Meeresspiegel hin. An der Westseite sind sie sehr abhüssig und von hellrother Farbe; Linien von grünen Palmen, die sich auf ihnen entlang ziehen, geben ihnen ein anmuthiges Aussehen, man könnte meinen, mit Weiden eingefriedigte behaute Felder zu erblicken. In einiger Entfernung, dem Innern zu, sieht man einen etwas höheren Berg, an der Spitze abgeplattet, mit runden, sehr freien Ausläufern, etwas südlich zieht sich eine andere Kette von zahlreichen Hügelchen hin, welche nach Süden zu allmählig an Höhe abnehmen. Unmittelbar an der Bai, Südost halb Süd, liegt eine von Weichen betriebene portugiesische Factorat unter Plagenfluß: ein Anzeichen, daß es sogar gelingt, die nördlichen Ausläufer urbar zu machen. Auch im Nord-Osten von Indio-Punkt befinden sich an der Spitze eines der Berge zwei Factoraten, die eine, von der Bai aus sichtbar, ist Eigenthum eines Amerikaners, die andere liegt in einer Schlucht hinter der ersten Reihe der Anhöhen. Erwähnt sei noch, daß dieser Theil der afrikanischen Küste genau vor 400 Jahren, im Jahre 1484, zuerst von dem Portugieser Diego Cao entdeckt ward.

Im Gebiete des nordwestlichen Congo und des Kivilu bis zu Unina hinaus unterscheidet man zwei Jahreszeiten, die trockene und die feuchte. Erstere erstreckt sich von April bis September, worauf Ende September die erste Regenperiode eintritt und bis Mitte October fortdauert. Die zweite Regenperiode beginnt im November und endet im Januar. Ist schon in dieser Zeit der Regen sehr heftig und die Hitze groß gewesen, so steigert sich in der dritten Periode — Februar und März — der Regen unter schweren Gewittern und Stürmen auf's Höchste. In der im April beginnenden trockenen Zeit, hauptsächlich in den Monaten Juni, Juli und August, sind die Nächte so kalt, daß es nicht möglich ist, der Gesundheit unbedenklich im Freien zu lagern, wenn man sich nicht in eine oder besser mehrere Decken einhüllt. Eigenthümlich ist, daß auch während der trockenen Jahreszeit der Himmel immer von Wolken bedeckt ist. Während eines Jahres fortgesetzte Witterungsbeobachtungen in nachstehender Tabelle dienen am besten zur Kennzeichnung des Klimas, das an der Westküste Afrikas herrscht. Die Ziffern bedeuten die Wärmegrade nach Celsius (h. = höchste und n. = niedrigste Temperatur im Schatten.

☞ **Verschiedenes Glück.** ☞

Wenn Glück schon an der Wiege gesungen,
Soll sich bescheiden geben,
Nur wer's durch Arbeit selbst erzwingen,
Könn't rühmen stolz sein Streben;

Doch wer mit Klingel durchgedrungen,
Weiß auch im Gleichmuth zu leben
Und wird nur bei Erniedrigungen
Dem Glücke hoch sich heben!

Kapell-Meister.

Franz von Suppé.

(Mit Portrait.)

Neben Johann Strauß ist Franz von Suppé als der erfolgreichste deutsche Operetten-Componist zu bezeichnen. Ihre hervorragenden Werke, wie „Die Fledermaus“, „Fatiniga“, „Die schöne Galathea“ u. a., reichen in der Wirkung an die

Meloben-Reichthum, größte Instrumentierung zeichnen alle Suppé'sche Werke aus. Bemerk't sei, daß er auch Symphonien, Capricci, Lieder u. geschrieben hat.

Offenbach'schen heran. Daß, von einem ersten künstlerischen Standpunkte betrachtet, derartige leichte musikalisch-dramatische Werke nicht als eine Förderung des Theaters als Kunststätte, zum Theil auch, ethisch betrachtet, nicht von günstiger Wirkung auf die allgemeinen Sitten angesehen werden können, schließt ihre Verechtigung nicht aus.

Franz von Suppé's Operetten haben ihren Weg nicht bloß über ganz Deutschland und Oesterreich gemacht, sondern auch in Frankreich, Amerika, Italien u. a. Eingang gefunden. Hierbei aber wollen wir doch, was Italien betrifft, sogleich einer Mittheilung des Wiener Hofschauers Ernst Hartmann gedenken, die darauf hinzielt, daß der leicht geschürzte Genre nicht nach Febernann's Geschmack ist. Ernst Hartmann wohnte in Florenz der ersten Aufführung von Suppé's „Schöne Galathea“ bei. Die Operette fand enthusiastischen Beifall, bis sich gegen das Ende das Blatt wendete. Man hatte unbegreiflicher Weise den üblichen Schluß der Operette dahin erweitert, daß an Venus die Witte gerichtet wird, die schöne fleischgewordene Galathea von Neuem zu versteinern. Aus dem Wolkenfächer taucht plötzlich die Göttin empor und erfüllt das Felsen. Aber wie erstien hier die Schamgeborenen! In Gestalt eines reizenden Mädchens, das sich so natürlich gab wie nur vorher ein Weib auf der Bühne. Einen Augenblick schien auch das Publikum so verleiern zu sein wie Galathea. Dann entstand ein Murren der Entrüstung und wie auf ein Signal erhoben sich sämtliche im Saale anwesende Damen und verließen das Haus. Des andern Tags wurde die Aufführung der „Schönen Galathea“ in dieser Ausgabe vom Repertoire abgesetzt. „Die schöne Galathea“ gehört aber zu denjenigen Operetten, welche Suppé's Ruf mit begründeten. Außer dieser waren seine ersten erfolgreichen Werke: „Pique-Dame“, „Flotte Bursche“, „Jehn Mädchen und kein Mann.“ In anderen: „Das Mädchen vom Lande“, „Die Müllerin von Burgo“, „Die Gascogner“, näherte sich Franz von Suppé mehr der heiteren und der sogenannten großen Oper, nicht ohne Glück, aber lange nicht mit dem Erfolge, den „Fatiniga“, „Boccaccio“, „Flotte Bursche“, „Galathea“ u. a. hatten. Noch immer erregen diese letzteren den Enthusiasmus Dezer, die an Operetten überhaupt ihr Theatervergnügen finden, sie füllen auch noch fort und fort die Kassen der Directoren zweiten und dritten Ranges.



Franz von Suppé.

Franz von Suppé ist am 18. April 1829 zu Spolato in Umbrien geboren; schon als Knabe versuchte er sich im Componiren, und als er 1859 nach Wien kam, um hier die Univerſität zu besuchen, wandte er der Wissenschaft den Mühen und widmete sich ausschließlich der Kunst. Er lernte mehrere Instrumentenspieler, nahm bei Süssied Unterricht in der Compositionslehre, verließ dann einige Zeit hindurch die Stelle eines Musikdirectors am Josephstädter Theater, trat in gleicher Eigenschaft zu dem Theater an der Wien über und wurde dann Capellmeister des Carltheaters. Bereits vor einigen Jahren erkrankte er in Wien unter lebhafter Theilnahme seiner zahlreichen Freunde das vierzigjährige Componisten - Jubiläum. Im letztverflossenen Jahre bezeichnet man ihn — ein gutes Zeichen für seine fernere Lebensdauer — einmal als Lebendkandidaten. Er war in der That beherzlich erkrankt, gerade zu der Zeit, als er eine neue Operette für Berlin zu liefern versprochen hatte. Bald war er persönlich in der Lage, seine Freunde über die Wendung seiner Krankheit durch die Presse zu beruhigen. Er schrieb an Director Feilcke in Berlin:

„Liebster Freund und Director!“

Ihr freundlicher Brief, sowie die liebensvolle Besorgniß, die mir seitens Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin und ihres ganzen Künstlerpersonals bezeugt wurde, hat mich hoch erfreut, und ich bitte Sie inländiglich, Allen, die sich meiner so theilnehmend erinnerten, meinen innigsten und herzlichsten Dank auszusprechen.

Meine hoffentlich nur vorübergehende Krankheit war zwar nicht gefährlich, aber desto schmerzhafter, und jetzt noch, wo die Besserung entschieden eingetreten ist, macht mir das Wesen Schwierigkeiten! — Ich esse, trinke, schlafe, lese, sitze, schreibe und fühle, nur gehen kann ich nicht. Noch je fünf oder sechs Schritten, die ich zu machen veruche, überfällt mich ein minutenlanges Schmerz in der linken Seite, der mich bedrückend auf meinen Sitz zurückweist. Doch nach Aufzage meines Arztes, des Herrn Dr. Amreich, dürfte auch diese Uebelstand sich binnen Kurzen heben und dann (in Rotensachen) Borwardt mit frischem Muth und dabei wieder an meinen Freund Feilcke und an mein ihm gegedenes Versprechen u. a.“

Seitdem ist er wieder wohlthun.

Schlesische Chronik.

Breslau. Schon längst war die hier in einer Anzahl Wirtschaften eingeführte weibliche Bedienung als eine tiefe Beschädigung der guten Sitten, als ein Verderb in jeder Beziehung, besonders für ganz junge Leute — leider auch für manche pflichtvergessene Ehemänner — zu bezeichnen. In solche Wirtschaften trugen viele junge Leute, sogar Schüler höherer Klassen, Kaufmannslehrlinge u. d. Geht, welches sie oft unter allerlei Vorwänden ihren Angehörigen abtragen oder auf sonstige Weise erziehen, gewiß aber nicht zu dem Zwecke, um es an leichtfertige Mädchen zu vergeuden, wie dies thatsächlich in vielen Fällen geschah, und hier verbrachten solche unreife Menschen häufig ihre Nächte. Sehr dankbar ist daher eine solchen ergangene strenge Verordnung des hiesigen königlichen Polizeipräsidenten zu begrüßen, welche die polizeiliche Anmeldung und Controle der weiblichen Bedienung in Gast- und Schankwirtschaften regelt und in vieler Beziehung heilsam sein wird. Derselbe hat folgenden Wortlaut: § 1. Gast- und Schankwirtschaften oder deren Stellvertreter, welche in ihren Schanklocalen zur Bedienung der Schankgäste weibliches Personal halten, sind verpflichtet, am 1. Juni d. J. dem Polizeicommissariat, in welchem ihr Local gelegen ist, ein Verzeichniß ihres Personales, welches Vor- und Zunamen, Datum der Geburt, Geburtsort, Heimatsort, Namen, Stand und Wohnort des Vaters oder Vormundes, Aufenthalts während der letzten drei Jahre, Wohnung und Tag des Eintritts, enthalten muß, einzureichen und demnach in gleicher Weise jeden Ein- oder Austritt der weiblichen Bedienung binnen der darauf folgenden 24 Stunden zu melden. Die Meldung, welche schriftlich und zwar für jede Person besonders zu erfolgen hat, ist in zwei Exemplaren einzureichen, von denen das eine auf dem Polizei-Commissariatsbureau verbleibt, das andere abgestempelt dem Welpflichtigen zurückgegeben wird. § 2. Die im § 1 bezeichneten Gewerbetreibenden haben vom 1. Juni d. J. ab in ihrem Locale ein fortlaufendes Verzeichniß ihrer weiblichen Bedienung zu halten und jeder Zeit den Beamten des königlichen Polizeipräsidenten auf deren Verlangen vorzulegen. Dieses Verzeichniß muß folliert sein und, bevor es in Gebrauch genommen wird, auf dem Bureau des Polizeicommissariats, in welchem die Gast- oder Schankwirtschaft gelegen ist, zur Abstempelung vorgelegt werden. Die Eintragungen müssen sorgfältig erfolgen und ebenfalls den Vor- und Zunamen, das Datum der Geburt, den Geburtsort, den Heimatsort, den Namen, Stand und Wohnort des Vaters oder Vormundes, die Wohnung, den Tag des Eintritts und event. des Austritts der weiblichen Bedienung enthalten. § 3. Weibliche Personen, welche unter väterlicher Gewalt oder Vormundschaft stehen, dürfen in Gast- oder Schankwirtschaften die Schankgäste nicht bedienen, auch von den im § 1 bezeichneten Gewerbetreibenden hierzu nicht verwendet werden, wenn sie sich nicht im Besitze einer ausdrücklich auf diese Dienste lautenden schriftlichen und von der zuständigen Ortspolizeibehörde beglaubigten Einwilligung des Vaters oder Vormundes befinden. § 4. Jede weibliche Person, welche in eine Gast- oder Schankwirtschaft behufs Bedienung der Schankgäste eintritt, ist gehalten, dem nach § 1 zu ihrer Anmeldung Verpflichteten alle zur Erfüllung seiner Verpflichtungen erforderlichen Angaben der Wahrheit gemäß zu machen und demselben die über ihre Person lautenden und in ihrem Besitze befindlichen Legitimationspapiere, namentlich den im § 3 vorgeschriebenen Erlaubnißschein des Vaters oder Vormundes vorzulegen, welcher sodann mit der vorgeschriebenen Meldung (§ 1) dem zuständigen Polizeicommissariat zu übergeben ist. § 5. Soweit die Ehefrauen und Töchter der im § 1 bezeichneten Gewerbetreibenden die Bedienung der Schankgäste übernehmen, findet diese Polizeiverordnung auf dieselben keine Anwendung. § 6. Uebertretungen der §§ 1—4 dieser Polizeiverordnung unterliegen einer Geldstrafe bis zu 30 Mark, an deren Stelle im Unvermögensfalle eine verhältnismäßige Haftstrafe tritt. § 7. Die Polizeiverordnung, betreffend das Meldewesen in der Stadt Breslau vom 16. September 1876, sowie die Bestimmungen über die Einschließung und den Gebrauch der Arbeits- bezw. Gesindebücherei (§§ 107, 114 und 150 der Reichsgewerbeordnung vom 1. Juli 1883 und Befehl vom 29. September 1840) werden durch diese Polizeiverordnung nicht berührt.

Vom VIII. Schlesischen Musikfest. Im Programm desselben sind insofern einige Veränderungen gemacht worden, als am zweiten Tage Beethoven's C-moll-Symphonie (statt der B-dur-Symphonie), und am dritten Tage statt Pändels „Halleluja“ die Ouvertüre zu den „Nibelungen“ von H. Dorn zur Aufführung gelangt. An hervorragenden Solisten sind für das Fest gewonnen worden: Frä. Elisabeth Lehninger, Königl. Hofopernsängerin aus Berlin (Sopran), Frä. Marie Weisner aus Wien (Sopran), Frau Amalie Joachim aus Berlin (Alt), Herr Concertfänger Georg Ritter aus Wehrich-Wiesbaden (Tenor), Herr Karl Hill, Großherzoglicher Kammerfänger aus Schwerin (Bass), Herr Opernfänger Meinede aus Berlin (Bass), Herr Concertmeister Petri aus Leipzig (Violin), Herr Fleischer, Königl. Musikdirector in Görlitz (Orgel). In Bezug auf die Platzpreise wurde vom Localcomité folgendes

festgesetzt: Für jede der drei Hauptaufführungen am 17., 18. und 19. Juni wird der Preis eines Billets für einen Sitzplatz 5 Mark, für einen Stehplatz 3 Mark betragen. Abonnementsbillets für alle drei Festtage sollen diesmal gar nicht ausgegeben werden, dagegen Passpartout sollen diesmal, die mit dem Namen des Käufers oder Inhabers versehen werden, die mit dieser Person Gültigkeit haben, für welche sie ausgestellt sind und nur für diejenige Person Gültigkeit haben, für welche sie ausgestellt sind. Ein Weitergeben dieser Billets an dritte Personen darf nicht stattfinden. Ein solches Billet wird 20 Mark kosten und den Inhaber zum Eintritt in sämtliche Proben und Aufführungen berechtigen. Im Uebrigen fällt für den Besuch der Proben jeder Unterschied zwischen Steh- und Sitzplätzen weg; es kostet das einzelne Billet zu einer Generalprobe 3 Mark, zu einer Hauptprobe 2 Mark. Ob diese Befreiung in allen Punkten — z. B. bezüglich des Preises für die Passpartout — eine glückliche ist, möge dahingestellt bleiben.

Brieg. Ueber das Ende eines in mehrere Theile zerfallenden Processes, dessen Veranlasser mehrere Menschen für's ganze Leben und auch sich selbst unglücklich gemacht hat, wird der Breslauer Zeitung ausführlicher Bericht erstattet. Die Schlussverhandlung fand am 10. Mai vor der Strafkammer des hiesigen Landgerichts statt. Als Angeklagter erschien der frühere Wirtschaftsinpector Eduard Thulmann aus Tschanschwitz bei Banfen, welcher gegenwärtig eine dreijährige Zuchthausstrafe in der hiesigen Strafanstalt verbüßt, in Entlassung auf der Anlagbank. Derselbe hatte sich wegen Körperverletzung im Sinne des § 223 des R.-Str.-G.-B. und wegen falscher Anschuldigung zu verantworten. Im Jahre 1883 hatten die Suchlich'schen Gebrüder aus Tschanschwitz eine Kirchenallee gepachtet. Die Ehefrau des Suchlich mit mehrfach bemerkt haben, wie Dominicalnechte beim Passiren besagter Kirchenallee nach den Kirchen langten, und hat deshalb den Inspecor um Abstellung dieser Eingriffe in ihre Eigenschumsrechte. Hierbei gerietten beide Personen in einen argen Wortwechsel, welcher schließlich von Seiten des Inspecors in Thätlichkeiten überging. Inspecor Thulmann verlegte dabei die Suchlich's so, daß sie ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte. Sie reichte deshalb eine Klageschrift zunächst bei dem Amtsvorsteher von Friedersdorf, und da dieser dieselbe ablehnte, bei der Staatsanwaltschaft zu Brieg ein. Es wurden sich nun Verhandlungen, welche mit der Freisprechung des Thulmann endeten, weil die Jengen aussetzten, daß er der Frau nichts gethan habe. Anstatt aber die Sache ruhen zu lassen, verklagte nun Thulmann die Suchlich wegen falscher Beschuldigung, worauf diese zu sechs Wochen Gefängniß verurtheilt wurde. Inzwischen hatte aber die Staatsanwaltschaft herausbekommen, daß die Jengen und Thulmann in erster Verhandlung einen Meineid geleistet hätten. Sie wurden dessen überführt und Thulmann zu 3 Jahren, die Jengen zu 1½ resp. 1 Jahr Zuchthaus und den Nebenstrafen verurtheilt. Jetzt wurde auf Antrag der Suchlich die ganze Verhandlung wieder aufgenommen, welche mit der Freisprechung der Suchlich endete. In der letzten Sitzung vom 10. Mai er. hatte sich nun Thulmann zu verantworten gegenüber der Anklage, die Suchlich am 20. Juli 1883 gemißhandelt und der falschen Anschuldigung beschuldigt zu haben. Es wurden einige 40 Zeugen und Entlastungszeugen und Kerze als Sachverständige vernommen. Angeklagter verlicherte wiederum seine Unschuld. Inzwischen ward der einleitend erzählte Vorfall von den Zeugen aus der ersten Verhandlung gleichlautend berichtet. Die verurtheilte Ehefrau aus Tschanschwitz, welche wegen Meineides bei ihrer Zeugenaußage zu 1½ Jahren Zuchthaus verurtheilt worden war, gestand vor dem Schwurgericht ihr Verbrechen. Ihre ebenfalls bestrafte Genossin Schüle, welche inzwischen starb, hat ihr Vergehen ihrer Mutter, der 82 Jahre alten Helene Voer, eingestanden. Die als Nebenklägerin zugelassene Geschädigte beantragte nun eine Geldbuße von 3000 Mark, weil sie neben den Cur- und Arzneikosten einen Verlust von 300 Mark erlitten habe. Der Gerichtshof erkannte gegen den Angeklagten wegen Körperverletzung eine Strafe von 3 Monaten Gefängniß, bezw. 2 Monaten Zuchthaus, wegen falscher Anschuldigung 1 Jahr Zuchthaus, welche als eine Gesamtsstrafe von 1 Jahr Zuchthaus und 2 Jahr Ehrverlust zu der Strafe von 1883 hinzukommen. Die Geschädigte erhielt 400 Mark zugesprochen.

Friedrich Wilhelm III. und der Dichter Kaupach. Auf einer Reise des verstorbenen Königs nach Schlessien, wo Kaupach in der Nähe von Liegnitz ein kleines Landgut besaß, hielt dieser es für seine Pflicht, den verehrten Monarchen auf der Station zu begrüßen. Der König lud Kaupach ein, an dem Frühstück Theil zu nehmen, welches ihm in der Wohnung des Postmeisters servirt wurde, der mit der Tochter des königlichen Kammerers Timm verheiratet war. Die freundliche Wirthin, die Kaupach von Berlin her kannte, bot ihm eine Schüssel mit dem Worten an: „Wollen Sie sich nicht bedienen, Herr Hofrath?“ „Ich bin nicht Hofrath!“ erwiderte Kaupach, den ihm nicht zukommenden Titel ablehnend. Einige Tage darauf erhielt er von dem aufmerksamen König, dem die kleine Episode nicht entgangen war, die Erneuerung zum Hofrath mit einem gnädigen Handschreiben.

für's Haus.

Metal-Grabvatten. Zu den Sonderbarkeiten, welche Erfindungsgeist und Mode auf den Markt gebracht haben, gehören bekanntlich auch Grabvatten von äußerst dünnen Metallplatten. Als Rohmaterial wird zu denselben Platin, Gold, Silber, Nickel, Kupfer, Bronze oder Glodenmetall verwendet. Dasselbe wird durch Schmelzen, Rollen und Kamomieren mittelst Walzen, auf welchen die betreffenden Muster eingraviert worden sind, veredelt. Das Eingravieren besorgt die Gußmaschinen. Die Grabvatten können zwar auch aus massivem Gold, Silber oder Nickel, sowie aus Composition allein angefertigt werden, die Verhellung im Wege der Plattirung bildet indeß die Regel, und zwar liegen Gold und Platin auf Kupfer oder Silber, Platin auf Kupfer, Platin und Silber auf Kupfer, Platin und oxydirtes Silber auf Kupfer, Gold und Silber auf Silber etc. Es kommt auch Gold und Platin auf Kupfer und mit Silber nochmals doublirt vor, das sogen. Tripels. Die Farben der Grabvatten sind hochgelb, mattgelb, creme, weiß, mattweiß oder perlmuttweiß, grau, graublau, schwarz. Es giebt verschiedene Formen für hochgeschlossene Westen und eine Façon für offene Westen. Die für Steh- und Umlegefragen bestimmten Herren-Grabvatten sind theils mit fester Nadel ausgestattet, theils haben sie eine Vorrichtung zum Einstecken einer Nadel; die Façon für offene Westen kann auch von Damen als Brosche getragen werden.



Jardinière zu Natori-Bouquet.

Jardinière. Als ein weiteres schönes Muster altdentscher Jardinières zu den modischen Natori-Bouquets, frisch geschnitten oder aus getrockneten Pflanzen, Orangen, bunten Federn u., theilen wir hierneben ein Pendant zu der in Nr. 32 dieser Blätter zum Abdruck gelangten mit. Diese Jardinière zeigt in dem ornamentirten Medaillon einen nachmittelalterlichen Manneskopf statt des Frauenkopfes der anderen Vase. Auch dieses Muster ist uns von Herrn Schmied J. C. Schmidt in Erfurt zur Verfügung gestellt worden.

Getrocknete Kartoffeln lassen sich besser und leichter aufbewahren als frische und bilden einen guten Handelsartikel für den Versandt. Zum Trocknen eignen sich am besten Sorten mit glatter Schale und nicht tief liegenden Augen, weil es dann weniger Abfälle giebt und auch weniger Arbeit auf das Schälen verwendet zu werden braucht. Bei einem regelrechten Betriebe sieht man das Schälen mit Maschinen aus, und püht die Kartoffeln dann mit der Hand nach. Darauf werden sie in reinem Wasser abgewaschen, in Scheiben zerschnitten und in eine concentrirte Kochsalzlösung geworfen, in welcher sie 15 bis 20 Minuten verbleiben. Durch dieses Salzwasserbad wird ihnen etwas Wasser entzogen und ihre Haltbarkeit nach dem Trocknen erhöht. Das Bad verhindert außerdem das schnelle Verfärbn der Kartoffelschnitte, gegen welches beim Trocknen von Obstschnitten das Schwefelbad angewendet wird. Das Salzwasser löst bei den Kartoffeln keine nachtheilige Wirkung aus, weil kein Auslaugen von Zucker oder anderen Substanzen zu befürchten ist. Bei den Kartoffeln kommt es besonders auf die Erhaltung des Stärkemehls an. Nachdem sie aus der Salzlösung herausgenommen sind, läßt man sie etwas abtropfen und kann sie dann in den Dörrraum bringen. Zu diesem Zwecke werden sie wie Obhl auf Hürden gelegt und dann bei einer Temperatur von 80 bis 90 Grad C. getrocknet. Die Kartoffeln werden nicht so früh aus dem Dörrraum genommen wie die Äpfel, sondern etwas länger getrocknet, weil sie viel Stärkemehl enthalten, welches der Fäulung mehr ausgesetzt ist als der Zucker. Zur Aufbewahrung oder Verpackung werden die getrockneten Schnitte in Kisten und Fässer fest verpackt. Die getrockneten Kartoffeln können wie frische verwendet werden, nachdem man sie 12 bis 15 Stunden lang in Wasser eingeweicht hat und die Kartoffeln wieder Wasser aufgenommen haben.

Allerlei Heiteres.

So lieb. „Nicht wahr, mein Herzchen,“ sagte Mama eines Tags zu ihrer Vierjährigen, während sie dieselbe liebte, „Du hast Deine Mama recht, recht lieb?“ — „Ach, so lieb — so lieb, Mama, als wärst Du mein einziges kleines Mädchen,“ antwortete die Kleine schwärmerisch.

Ein neuer Versuch. Einem bisher noch gänzlich unbekanntem, aber sehr empfehlenswerthen Versuche hat sich ein Frankfurter Bürger gewidmet. Derselbe wurde am 27 April, wie die „Frhr. Zig.“ berichtet, in einem Prozeße nach seinem Stande gefragt: „Wohlanter Herrmann“, antwortete er. Nach vielen Eins- und Dertagsen erfuhr man, daß der Mann von seiner Frau, von der er geschieden ist, eine lebenslängliche Rente von 3600 M. jährlich erhält.

Jeff Davis. Wie die Zeitungen meldete, macht der alte Rebel jetzt kurz vor seinem Ende noch einmal öffentlich von sich reden und möchte am liebsten noch einmal eine Rolle spielen. Kurz besuchte ein Herr G. H. Peacor kürzlich die Stelle, wo seiner Zeit der Präsident der sogenannten Südstaaten, Jefferson Davis, gefangen genommen wurde, als er in Weirkeilerden zu entweichen versuchte. Der feindlichste Herr Peacor pflichtete Weirkeiler, die auf dem Weirkeiler Hof blühten, und schickte einige davon an Jefferson Davis.

Reines Gedr. Der Herr Hauptmann von K. ist ein ganz besonderer „Freund“ der Einjährigen und läßt diese Kinder seiner Compagnie seine Gewogenheit bei jeder Gelegenheit fühlen. Er legte etwas nach, das gegen militärische Vorschriften Uebersetzungsrecht u. verleiht, so kann das immer nur ein Einjähriger gewesen sein. Bei Gelegenheit einer militärischen Parade castirte die Abgabe der Ehrensolden das in den Augen eines jeden Militärs schändliche Verbrechen, daß ein Mann der Compagnie des Herrn Hauptmanns vorrückte und so die ganze Ehrensolde verlorb. Nach Einrückn der Compagnie in den Kasernenhof besah der Herr Hauptmann, wie die Einjährigen haben alle drei Tage Stubenarrest wegen des verführten Beschießens. Ich habe ganz genau am Knaule gemerkt, daß das nur ein Einjähriger gewesen sein kann!

Aus der Mädchenzukunft theilt der „Zeitgeist“ (Wochenschrift des Berliner Tageblatt) folgenden Auslöschens mit: Den Schülern war von dem Lehrer der deutschen Grammatik die Aufgabe gestellt worden, einen schriftlichen Aufsatz über die neudinge so gangbar gewordene Strophe: „Es wär so schön gewesen — es hat nicht sollen sein!“ zu machen. Eine kleine Elvira verfaßt nun die Erzählung ihres jüngsten Traumes und berichtet mit aller Naivität und Aufschichtigkeit Folgendes: Unlängst habe sie in der Nacht geträumt, daß der Lehrer der Grammatik auf dem Platze gefallen sei, sich den Fuß verrenkt habe und jetzt das Bett hüten müsse, in Folge dessen die Mädchenzukunft vier Wochen lang von den deutschen Aufsätzen dispensirt und die langweilige Grammatik- und Orthographieausgaben ausgefallen wäre. Als sie aber am anderen Morgen zur Schule gekommen sei, hätte der Grammatiklehrer — zu ihrem größten Schmerze — toider ganz gesund und munter an seinem Klassenpulte gestanden. „Es wär so schön gewesen — es hat nicht sollen sein!“ schloß sie ihren Traum.

Ein Calenbourg wird dem hiesigen König Ludwig XVIII. in den Mund gelegt. Während der natigen 70 Jahre alte König führt, daß sein letztes Stündlein gekommen sei, betriehen die Herzg im Kronenzimmer noch immer eifrig über anzuwendende Mittel. Der Erbberbe sagte zu ihnen: „Finissem done, Charles attend (Christians).“

Spiele und Denkaufgaben.

Höflichkeitssprung von H. Brunken.

iduf.	brub.	Wub	Orak	leul.	gra
glo.	ber	auf	ber	W.	kie
den	Wan.	am.	in	ten	Wje
	den	ergl.	brs	fron.	leq.
	wei	Zwal	lebzp.	caulde	Wci.
bein.	ten	ger	Wub	gldes	Wb.
ein	ber	Wm.	mit	Wd.	dena.
gen	Waa.	Wre.	und	ber	W

Vogelgrub von Sofie Schett.

Mit a bringt es viel Nummer in's Land,
Mit e trägt es nur Gesundheit und Schand,
Mit i haßt es allen Luxus und Tand,
Mit u sei vor ihm zur Voricht gemad!

